

...t das Ver-
...mangel-
...ung des
...3. Mai.
...die Bor-
...Gefühlung
...t überlassen
...berlängert.
...ter Stellung
...ung des
...1917
...mit dem
...in dieser
...nicht nur
...eben nur
...schonungs-
...rügung
...auf die
...auch in
...an weih-
...den Herrn
...bist kein
...um von
...tenden zu
...treuer
...nte sehr
...ber des
...der
...den 281-
...heute
...hof der
...Staats-
...aber sie
...r das
...r das
...n die
...t. Wenn
...er ist, so
...schon in
...ber, deren
...en haben.
...Berecht-
...e 1917
...verlangen
...unter mit
...nten hoch
...iden die
...ungsthe-
...stimmung
...schon der
...wenn sie
...ann. Das
...man nicht
...mungen
...Böcker am
...t. Eine ab-
...auf der
...an weiter
...nten beite

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gneuse

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauh, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 23

Sonntag, den 6. Mai 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 6. Mai: Joh. v. Pat.; Montag, 7. Mai: Stanislaus; Dienstag, 8. Mai: Michael Er.; Mittwoch, 9. Mai: Gregor v. N.; Donnerstag, 10. Mai: Antoninus; Freitag, 11. Mai: Ramertus; Samstag, 12. Mai: Pantkratus.

*

Vierter Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 16, 5—14.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe nun zu dem Vater, der mich gesandt hat, und niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dieses gesagt habe, hat die Traurigkeit euer Herz erfüllt. Aber ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden. Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überführen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen, denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.

*

Der Sünde Unheil

Das erste Aufleuchten des hl. Geistes nach Ostern! Nun ist er nicht mehr weit entfernt, er ist schon unterwegs, er kommt, um die Menschheit mit seinen Gaben und Gnaden zu beglücken. Was er uns wohl bringen wird? Das Evangelium sagt es uns heute: „Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und von dem Gerichte.“ Das heißt: Der hl. Geist wird der Welt die Erkenntnis bringen, daß die Sünde, namentlich die Sünde des Unglaubens, in den Augen Gottes eine entsetzliche Tat ist, daß weiter durch den Sündenpfad Jesu zu seinem Vater die Gerechtigkeit und der Lohn im Jenseits gewahrt bleibt, und daß endlich der Widersacher der Menschheit, der „Fürst dieser Welt“ und seine Macht gebrochen und das Urteil (das „Gericht“) über ihn gesprochen ist. Was sind das doch für wertvolle Erkenntnisse und Bereicherungen unseres Wissens! Wenden wir uns heute der ersten Botschaft des hl. Geistes zu.

1. Der hl. Geist wird die Welt überzeugen von der Sünde. Das Wort Sünde gehört nicht zur Umgangssprache. Im Verkehr der Menschen untereinander wird es kaum in den Mund genommen. Man meint, nur in der Kirche, in der Schule, sei es gestattet. Wollen die Menschen ausdrücken, daß etwas Sünde sei, dann sagen sie: das gehört sich nicht, das paßt sich nicht, das ist unanständig, oder; dann kommt du mit dem Gerichte, mit der Behörde in Konflikt; wenn du das tust, verlierst du deine Stellung, dein Amt usw. oder sie gebrauchen ein Fremdwort. Das Wort Sünde sei ein religiöses Wort, sagen

sie, und die Religion solle man nicht im Munde führen. Diese Ansicht der Welt ist aus der ganzen Evidenz zu erklären, die Religion aus allen menschlichen Handlungen auszuwischen, der Menschen ganzes Tun und Lassen nur rein natürlich zu beurteilen, ohne Rücksicht auf Gottes Gebote. In diesem Standpunkt ist der an und für sich richtige Gedanke enthalten, daß jeder auch außerhalb der Kirche stehende sein Heil wirken und zur Anschauung Gottes gelangen kann, und zwar mittels der Gnaden, die von der Kirche, als der alleinigen und einzig von Gott bestellten Heilsmittlerin auf Erden, ausgehen und allen Menschen zuteil werden. Aber das sind nur Ausnahmewege zum Himmel. Der richtige, maßgebende, allein berechtigte Weg ist der, der durch das Christentum und die katholische Kirche führt. So kann man also die menschlichen Handlungen niemals losgelöst von ihren Beziehungen zum christlichen Sittengesetz betrachten, sondern stets erhebt sich die Frage: Ist diese Handlung übereinstimmend mit dem göttlichen Gesetz oder nicht? Ist eine Handlung durch die Gebote Gottes oder der Kirche verboten, so ist die Übertretung dieses Gebotes eine Sünde. Handelt es sich dabei um eine wichtige Sache, dann ist diese Sünde so schwer, daß die schwerste Strafe, über die Gott verfügt, der Verlust der ewigen Seligkeit, darauf steht. Das ist in der hl. Schrift sehr klar ausgesprochen, indem bei Nennung verschiedener Sünden hinzugefügt wird, daß diese die ewige Strafe nach sich ziehen, zum Himmel um Fluch schreien u. a.

Was wirklich Sünde ist, das nennt auch die hl. Schrift so. Sie zählt aber eine Reihe von Dingen auf, in denen die Sünde oft ihren Anlaß haben. Und da ist die Rede von menschlicher Schwäche, Unbeständigkeit usw. „Siehe, die ihm dienen, sind nicht beständig, und in seinen Engeln fand er Bosheit. Wieviel mehr werden die, so in Dütten von Vehm wohnen, deren Grund irren ist wie von Motten vergehen!“ (Job 4, 18, 19.) „Er ist barmherzig und wird gnädig sein ihren Sünden und wird sie nicht verderben. Und er wand um vieles ab seinen Born und gedachte, daß sie Fleisch sind.“ (Ps. 77, 38, 39.) Die menschliche Schwachheit ist darnach ein Milderungsgrund bei Gott für die Bemessung von Schuld und Strafe. Der Fehler der modernen Welt besteht nun darin, daß sie alle Sünden, alle Fehler, alle Verbrechen und schweren Vergehen als Ausfluß der menschlichen Schwäche hinstellt und damit jede Schuld, jede Verantwortung ablenket. Das ist ein entgegenkommener gegen den Gewohnheitslaster, gegen den, der nun einmal nicht von der Sünde lassen und doch vor der Welt geachtet dastehen will, der deshalb nach allem sucht, was seine Sünde beschönigen, das Strafwürdige und Belastende von seinem Gewissen abwälzen kann. In der Tat gehen moderne Bestrebungen darauf hinaus, namentlich Verfehlungen gegen die Menschheit als Schwäche, als menschliche Unvollkommenheit, oft sogar als Naturnotwendigkeit zu charakterisieren und ihnen damit die Makel der Sünde, der Scham, zu nehmen. Wir sehen hier sofort welche Folgen für Staat und Kirche, für die ganze Kultur eines Volkes es hätte, wenn diese Anschauungen im Volke Verbreitung und festen Boden gewännen.

2. Der hl. Geist ist der Lenker und Leiter der Menschheit. Er gibt die großen weltbewegenden Gedanken ein, die hervorragende Seelen, auch ganze Völker erfassen und einen Umschwung unter den Massen bewirken. Gott hat die schwere Heim- suchung mit dem Krieg über uns geschickt. Was beabsichtigte wohl Gottes Geist, der große hl.

Geist damit? Offenbar soll in der europäischen Welt die Tugend wieder zu Ehren gebracht und die Sünde an den Pranger gestellt werden. Es halten sich weit und breit vollständig falsche Begriffe und Vorstellungen über diese beiden Dinge gebildet. Das was Tugend war, wurde verlacht und verspottet, und was von jeher als Sünde galt, war nur mehr eine menschliche Schwäche, eine verzeihliche Menschlichkeit geworden. Ich erinnere nur an die Tugend der Häuslichkeit, der Reinheit der Ehe, der Ehrlichkeit, der Aufrichtigkeit, und an die Sünde des Betruges in Handel und Wandel, der Bestechlichkeit, der Unmäßigkeit, der Unkeuschheit in allen ihren Formen usw. Als nun der Krieg ins Land kam und die ersten Schlachten den Krieg in seiner ganzen Zuchtbarkeit enthüllten und bloßlegten, da dämmerte langsam das Erkennen der Zuchtbarkeit der Sünde auf. Die Sünde wurde wieder empfunden als eine Schuld, die man sich zugezogen und die eine Sühne verlangt, als ein Rückschritt in Unkultur, als ein Versinken in den Staub und den Schmutz der Erde, als ein Eingriff in die Majestätsrechte des Allerhöchsten, den sich dieser auf die Dauer nicht gefallen läßt. Gerade das letztere ist ein Gedanke, der überall empfunden wurde und praktisch zum Ausdruck kam in den vielen Gebeten, in den wieder zahlreich besuchten Gottesdiensten. Gott wurde wieder betrachtet als der König und Herr, der seine Hoheitsrechte sich zu wahren weiß, als der, der es allein in der Hand hat, den Greueln des Krieges ein Ende zu setzen und die Güter des Friedens wieder einführen zu lassen. Wo diese Erkenntnis vertieft und festgehalten wurde, da nahmen die Menschen ohne Murren die großen Opfer auf sich, die der Krieg verlangte. Sühne, Demütigung für die Vergangenheit, Abbitte für die schweren Verfehlungen, das sind Gedanken und Vorstellungen, die unter dem Volke wieder lebendig geworden sind. Es gilt, diese echt religiösen Werte dem Volke zu erhalten.

3. Als ein hervorragendes Mittel zur Erhaltung und Vertiefung der religiösen Anschauungen über Sünde und Tugend sind die religiösen Veranstaltungen, die unter dem Namen Missionen, Konferenzen, Exerzitien weit und breit im katholischen Volke einen guten Klang haben. Es ist immer ein großes Glück und eine große Gnade, wenn einer Gemeinde die Wohltat einer Mission zuteil wird. Ein Pfarrer, der seiner Gemeinde dieses Glück verschafft, verdient sich den Dank aller Gutesintenen. Auch die bischöfliche Behörde fördert nach jeder Richtung die dahin zielenden Bestrebungen, weil sie aus den Berichten, die sie nach der Mission über den Verlauf und die Erfolge der Mission vom Pfarrer einfordert, die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Segen der Mission offensichtlich ist. Dasselbe gilt von den Konferenzen, Exerzitien und ähnlichen Veranstaltungen, die sich mehr an einzelne Volksgruppen oder Stände wenden, sonst aber dieselben Ziele wie die Missionen verfolgen. Allen gemeinsam ist eine oder mehrere Predigten über die Sünde, insbesondere die Todsünde, ihr Wesen und ihre Folgen. Gerade diese Vorträge sind grundlegend für den ganzen Verlauf der Veranstaltung. Sie gehören auch zu dem Ergreifendsten und Bedeutsamsten, was den Teilnehmern geboten wird. Die Wahrheiten, die der Missionar (der Exerzitienleiter) bei diesen Vorträgen darbietet, sind die alten bekannten Katechismuswahrheiten über die Bosheit der Todsünde. Allein infolge der geschickten Darstellung der Wahrheit in Verbindung mit anderen Umständen, bleibt der Eindruck auf Verstand und Herz der Zuhörer

immer recht ergreifend und nachhaltig. Daß gegen die Sünde und der Vorsatz: Um keinen Preis mehr eine Todsünde, das ist das Ziel dieser Borträge.

Wir begrüßen an dieser Stelle die Patres aus dem Jesuitenorden, die in so hervorragendem Maße an der Abhaltung von Missionen und Exerzitien beteiligt sind, nicht als ob die anderen Orden nicht viel leisteten oder nicht recht dafür vorgebildet wären. In jedem Orden gibt es tüchtige Männer, und alle beteiligen sich mehr oder minder, je nach ihren Sehensungen, an der Wiedererneuerung des katholischen Volkes. Aber die Grundsätze, nach denen die Missionen und die Exerzitien gegeben werden, sind im Jesuitenorden zuhause und sind zurückzuführen auf den Stifter dieses Ordens, den hl. Ignatius von Loyola. In einem kleinen Büchlein, Exerzitienbüchlein betitelt, das von tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens und großer Erfahrung spricht, hat er die Grundsätze zur Erneuerung des religiösen Lebens niedergelegt. Sie sind auch heute noch wertvoll und werden bei den Exerzitien immer zu Grunde gelegt. Der Segen, den dieses Exerzitienbüchlein auf der ganzen Erde gestiftet hat und noch fortwährend stiftet, ist um so auffallender, als Ignatius es verfaßt hat, als er noch Laie war und an die Gründung eines Ordens gar nicht dachte. Man muß wohl annehmen, daß der hl. Geist den Verfasser bei der Abfassung des Büchleins geleitet hat.

Nunmehr ist die letzte Schranke gefallen, die der Tätigkeit der Jesuiten bisher so hinderlich war, und wir vertrauen, daß die Patres im Genuß der wiedererlangten Freiheit in noch stärkerem Maß als bisher sich an der Erneuerung des katholischen Volkes beteiligen werden.

Noch ein anderes Mittel haben die Jesuiten in Aktion, den religiösen Geist zu wecken, die richtigen Begriffe von Sünde und deren Gegenteil zu fördern. Das sind die Marianischen Kongregationen. Es sind das religiöse Vereinigungen für alle Stände des Volkes, worin sich die Mitglieder verpflichten, die christlichen vaterländischen Tugenden besonders zu pflegen und bestimmte religiöse Übungen regelmäßig vorzunehmen, namentlich so und so oft die Sakramente zu empfangen. Die Wiege dieser Kongregationen steht in Rom und zwar im Kloster der Jesuiten. Von hier aus haben sie sich in alle Weltteile verbreitet und unsagbar viel Gutes gestiftet. Von allen Päpsten sind sie gutgeheißen und empfohlen worden. Vornehmlich sind die Städte, überhaupt größere Gemeinden, der Ort, wo die Kongregationen einen weiten umfangreichen Nährboden haben. Aber auch auf den Dörfern in einfachen Landgemeinden, haben sie bereits ihren Einzug gehalten und unter der Leitung seeleneifriger Priester wachere Standesmitglieder herangebildet, die der Stolz und die Freude der ganzen Gemeinde wurden. Es ist eine ganz unrichtige Vorstellung, wenn die Ansicht besteht, solche Kongregationen wollten die jungen Mädchen alle ins Kloster schaffen, jeden Frohsinn unterdrücken und alte Jungfern züchten. Das gerade Gegenteil ist wahr. Wahr ist, daß die Mädchen, die sich zum Ordensstand berufen fühlen, sehr oft Mitglieder der Marianischen Kongregation sind. Nicht aber der Ordensstand ist das Ziel der Kongregation, sondern den jungen Leuten einen Dukt zu geben, damit sie ihre Jugend unentweiht zubringen und tüchtige brauchbare Menschen werden, sei es im Ordensstand, sei es im Ehestand. Ich kenne eine Gemeinde, wo unter den jungen Leuten, die sich anschicken, eine Familie zu gründen, die Gepflogenheit besteht, die Erwählte ihres Herzens nur aus der Marianischen Jungfrauenkongregation auszuwählen; weil sie herausgefunden haben, daß die Eigenschaften, die eine Hausfrau braucht, echte wahre Frömmigkeit, Frohsinn und Heiterkeit, Reinheit und Ehrbarkeit, Arbeitsamkeit, Sparlichkeit und Häuslichkeit gerade in der Kongregation zuhause sind. Und was kann ein junger Mann, der heiraten will, sich Besseres wünschen, als eine Lebensgefährtin mit diesen Tugenden! Das gibt christliche Familien, die Stütze des Staates, die Hoffnung und die Freude der Kirche.

Der hl. Gregor von Nazianz — ein heiliger Freund.

(O. M a i).

Ein treuer Freund ist ein Heilmittel für Leben und Unsterblichkeit, und die den Herrn fürchten, finden einen solchen. (Sir. 6, 16.)

Gregor entstammte einer Familie, die nur aus Heiligen bestand; sein Vater war der hl. Gregor von Nazianz — um ihn vom Sohne zu unterscheiden, heißt er der Ältere — seine Mutter war die hl. Nonna, seine Geschwister sind der hl. Kasarius und die hl. Gorgonia. So mußte er wohl ein Heiliger werden, und er wurde der größte, jedenfalls der bekannteste. Die Reime christlicher Tugend empfing er schon auf den Armen der eifrigen Mutter.

Er erzählt selbst, wie ihm einst im Traume, zwei edle, schlichte, aber schöne Gestalten erschienen; als er nach ihren Namen fragte, erwiderten sie: „Wir sind die Mäßigkeit und Keuschheit, wir stehen am Throne Gottes und freuen uns über den Glanz reiner Seelen. Geselle dich zu uns, und wir werden dich zum Lichte ewiger Unsterblichkeit führen!“ Von da an führte Gregor nicht nur, wie er es immer getan ein keusches, sondern auch abgetötes Leben.

Gregor besuchte die Schulen zu Caesarea in Kappadozien, zu Caesarea in Palästina, zu Alexandrien und Athen. In Athen schloß er eine Lebensfreundschaft mit dem hl. Basilus, den er schon in dem kappadozischen Caesarea kennen gelernt hatte. Noch nach dem Tode des hl. Freundes schildert er mit begeisterten Worten diesen edlen Seelenbund: „Das gleiche Streben nach Wissenschaft vereinte uns. Doch bei allem Wettstreit war kein Neid. Ein jeder dachte nur daran, den anderen zur Tugend anzuleiten; Gott und der Ewigkeit galt unser Streben. Wir pflegten nur mit den besten und gesittetsten Jünglingen Umgang, denn leichtsinnige und zügellose Freunde reizen nur zum Vaster hin. Wir kannten nur zwei Wege; der eine und vorzüglichere ging zur Kirche und den Priestern, der andere führte in die öffentlichen Schulen. Die eiteln Lustbarkeiten, die sinnlichen Vergnügen, die Theater und die Zechgelage überließen wir denen, die ihre Lust daran fanden; wir verachteten das, was den christlichen Lebenswandel nicht bessert und den Menschen nicht veredelt.“

Gregor hatte seine Studien in Athen mit glänzendem Erfolge beendet, und fuhr, freudiger Hoffnung voll, der Heimat zu; da brachte ein furchtbarer Sturm das Schiff, das ihn trug, in die äußerste Gefahr. Gregor fiel in seiner Angst auf die Knie und gelobte, sich taufen zu lassen und dem geistlichen Stande sich zu widmen. Der Sturm legte sich; der Gerettete stand bald an der heimischen Schwelle.

Sogleich ging er an die Erfüllung seines Gelübdes; er empfing die Taufe — dieser Brauch, das Sakrament der Wiedergeburt erst in reiferen Jahren zu empfangen, war leider damals viel verbreitet — sodann zog er sich in die Einsamkeit zurück und lebte ganz dem Gebete und der Betrachtung. Da ergriff ihn die Sehnsucht nach seinem hl. Freunde Basilus, er zog zu ihm, und die zwei Jahre, die er in dessen Gesellschaft zubrachte, raubten ihm die Segnungen der Einsamkeit nicht, förderten ihn aber sehr in der Wissenschaft des Heiles.

Da traf Gregor eines Tages die Nachricht, daß sein Vater, von verschlagenen Arianern hintergangen, ein Glaubensbekenntnis unterschrieben habe, das zwar nicht den ganzen Irrtum bekenne, aber auch nicht rechtgläubig sei. Sofort eilte der Sohn zum Vater und wurde ihm Führer zur Wahrheit; denn kaum hatte dieser die Schliche der Irrlehrer erkannt, da widerrief er seine Unterschrift und legte vor aller Öffentlichkeit das Bekenntnis des rechten Glaubens ab.

Nicht lange darauf — es war am Weihnachtstage 381 — weihte der Vater den Sohn zum Priester; der Vater hatte ihn vor allem Volke überrascht, da das Volk seinem Ober-

hirten Beifall spendete, wollte der Sohn nicht widersprechen, er übernahm aber erst die Arbeiten eines Priesters, als ihn Basilus dazu beredet. Er wurde nun die rechte Hand des greisen Vaters. Und als dieser gestorben war, verlangte die Menge mit wohlwollendem Ungestüm, daß der Sohn dem Vater in dem Hirtenamte folge. Doch Gregor floh wieder zu seinem Freunde Basilus, der jetzt Erzbischof von Caesarea war, und der den Freund zum Bischof von Sasima weihte, das der Geweihte politischer Verhältnisse wegen aber nie betreten hat. Dafür verwaltete nun der Heilige auf den Rat seines Freundes die Kirche seines Vaters von Nazianz, ohne eigentlichhirt dieser Gemeinde zu sein.

Im Jahre 379 wurde er nach Konstantinopel, der Hauptstadt des Reiches, berufen. Hier hatten die Arianer die Ueberhand gewonnen; die Katholiken alle ihre Kirchen verloren. Als der Heilige in ihrer Mitte erschien, klein und unaussehlich, verzagten sie vollständig; als er dann aber das erste Mal unter ihnen das Wort ergriff, erstaunten alle; die Arianer sahen sich entsetzt an, das Häuflein der Rechtgläubigen atmete freudig auf. Die Begeisterte stieg unter ihnen von Tag zu Tag; ihre Schar wurde immer größer; die Wut der Irrgläubigen aber immer drohender. Doch Kaiser Theodosius stand auf der Seite der Rechtgläubigen und so konnten die Arianer noch nicht mit offener Gewalt gegen den Heiligen vorgehen; einen gebungenen Mordelmörder entwarfnete Gregor durch seine milde Güte.

Die Frucht seiner hinreißenden Predigt wuchs von Stunde zu Stunde. Aus weiter Ferne kamen die Zuhörer; auch der hl. Hieronymus wurde des Heiligen Schüler.

Gregor stand auf der Höhe seines Erfolges, der Kaiser führte ihn selbst in die wiedererlangte Sophienkirche und den bischöflichen Palast, das Konzil vom Jahre 381 bestätigte ihn in seiner Patriarchenwürde, da erhoben sich die arianischen oder wenigstens arianisch gesinnten Bischöfe in Ägypten und Mazedonien und erhoben gegen seine Wahl Einspruch, weil er zum Bischof von Sasima ernannt sei, dürfte er diesen rechtmäßig besetzten Stuhl nicht verlassen.

Gregor, der sah, daß nur der Streit ruhen werde, wenn er nachgebe, der aber auch sah, wie sein Wort Frucht getragen, sodaß er getrost das Kampffeld verlassen konnte, sprach die herrlichen Worte: „Teure Brüder, ihr seid Männer des Friedens, und darum darf keine Uneinigkeit unter euch bestehen. Wenn meine Wahl diese Unruhe aufgewühlt hat, dann erkläre ich mit dem Propheten Jonas: Nehmt mich und werft mich ins Meer, damit der Sturm aufhört, den ich erregt. Denn ich habe nie verlangt, Bischof zu werden. Meine Jahre und meine Kränklichkeit sehnen sich nach Ruhe; gern eile ich in die Einsamkeit, damit in der Kirche Gottes Frieden werde. Nur bitte ich Euch herzlich, sorgt dafür, daß ein Mann hier Bischof werde, der den wahren Glauben mit Eifer verteidigt.“

Der Abschied von der Stadt, wo er dem rechten Glauben wieder zum Siege verholfen, war ergreifend.

Auf einem Landgute seines Vaters bei Nazianz verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens in Arbeit und Gebet. Doch auch in der genügsamen Stille der Einsamkeit vergaß er den Kampf um die Reinheit des Glaubens nicht. Da die Arianer in Gedichten und Liedern, wie sie gerade der Orientale liebt, das Volk zu verführen trachteten, schrieb auch er vieles seiner letzten Jahre in Gedichtform. Aber auch vom Flügel der Phantasie ins Reich der Dichtung getragen, bleibt seine Lehre frei von jedem Hauche des Irrtums, sodaß er als der „Lehrer der Rechtgläubigkeit“ in der ganzen Kirche gepriesen wurde.

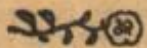
389 starb er. Seine Reliquien wurden erst nach Konstantinopel gebracht, später aber nach Rom.

Dem hl. Gregor von Nazianz war die Freundschaft mit dem hl. Basilus nicht nur ein starker Schutz in den Stürmen der Jugend,

sondern auch in den Jahren der Arbeit und des Kampfes ein Stab und eine Leuchte. In all den Stürmen war ihm dieses treuen Freundes Wort eine Sprache der Liebe, des Trostes, bei deren Klänge es wie Frieden in seine Seele zog. Möchte auch dir, lieber Leser ein solcher Freund zur Seite schreiten!

„Mein Fröling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte dringen;
So tönt kein Lied in kummervollen Stunden,
Wie wenn der Freund das rechte Wort gefunden!“
(Venau.)

P. D. B., O. F. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. D. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Die Tugend der Sanftmut,
Begriff und Wesen:

Die Sanftmut ist eine seltenere Tugend als die Keuschheit; auch ist sie vortrefflicher als alle übrigen Tugenden, da sie die Liebe vollendet und krönt, die nur dann in ihrer Vollkommenheit strahlt, wenn sie sanftmütig und wohlthätig ist. Daher soll man die Sanftmut hoch in Ehren halten und sorgfältig dahin wirken, sie zu erlangen. Dieses Wort des hl. Franz von Sales scheint eine Uebertreibung zu sein, und doch spricht der Heiland zur gläubigen Seele: „Verne von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen!“ Daß der Heiland vor allem Lehrmeister in dieser Tugend sein will, scheint den Ausspruch seines Heiligen zu bestätigen. Doch bevor von der Vortrefflichkeit dieser lebenswürdigen Tugend die Rede ist, müssen wir doch wohl erst erklären, was sie denn eigentlich ist.

Die Sanftmut kann man als die Tugend bezeichnen, die alle Regungen zu ungerechtem Unwillen und Zorne unterdrückt, die Trübsal und Leiden mit Geduld erträgt und bei zugefügtem Unrecht kein Gefühl der Rache hegt.

Insofern sie die Regungen des Unwillens und Zornes unterdrückt heißt sie im eigentlichen Sinne Sanftmut; insofern sie die Leiden und Trübsale des Lebens mit Ergebenheit aus Liebe zu Gott trägt, ist sie mehr die Tugend der Geduld; insofern sie aber bei erlittenem Unrecht keine Rache kennt, heißt sie Persönlichkeit.

Es gibt einen doppelten Zorn — einen gerechten und ungerechten. Die Sprache des gerechten Zornes redet das Schriftwort: „Im Eifer, im Feuer meines Zornes habe ich geredet!“ (Ezechiel 38, 19). So spricht Gott selbst durch den Mund seines Propheten zu den Völkern, die wider ihn und seine Kirche streiten. Und als der Gottessohn mit blühendem Blicke und hochgeschwungener Geißel die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel trieb und in heiligem Zorne seine Lippen bebten, da erinnerten sich die Jünger an das Psalmenwort: „Denn der Eifer für dein Haus verzehret mich!“ (Ps. 68, 10). Und wenn der Vater über die Ungebärdigkeit seines Sohnes die Hand zur Strafe erhebt, und wenn die Mutter über den verkehrten Weg der Tochter in ein Wort herber Strenge ausbricht, dann ist das gerechter Zorn und kann sehr gut mit der Sanftmut in besorgtem Vater- oder Mutterherzen wohnen. Und wenn die weltliche Gewalt in gerechter Sache ihr strafendes Schwert zieht, dann hat sie dazu das volle Recht gleich der kirchlichen Gewalt. Als einst St. Paulus in heiligem Eifer und Zorne den blutschänderischen Korinther „dem Leibe nach der Gewalt des Satans übergab, damit die Seele gerettet würde“, übte er ein Werk der Nächstenliebe, während er durch Schweigen und tatenloses Zusehen dem armen Menschen den größten Schaden zugefügt. So strast auch die Kirche mit zeitlicher Strafe, um vor der ewigen zu bewahren. Und wenn sie dem Sünder in

Ernst und Strenge, „im Zorne des Herrn der Heerscharen“ zuredet, dann will sie nicht Rache sondern Rettung.

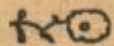
Aber der Zorn, der ohne Grund zürnt, der seine tiefsten Wurzeln in verletzter Eigenliebe hat; der Zorn der über ein Kleines zu einer großen Wut entfacht wird, der die Vernunft, fesselt, den Willen bindet, den ganzen Menschen erschüttert und im größerem Unrecht sich entläßt, als das Unrecht, das er strafen will, ist das gerade Gegenteil von der Tugend der christlichen Sanftmut. Die Sanftmut hält die Seele im Zaume, sodas sie die Vorschrift der hl. Schrift beobachten kann: „Wenn ihr zürnet, dann sündigtet nicht!“ (Ps. 4, 5). Die Sanftmut tut noch mehr, sie mildert die Strafe, die die Gerechtigkeit verhängen muß und läßt selbst aus der Strafe die erbarmende Liebe herausleuchten. Der Sanftmütige hat sich so in der Gewalt, daß er auch die ersten Regungen des Unwillens nicht aufkommen läßt. Seine Seele gleicht dem ruhigen, tiefblauen Bergsee, in dem sich des Himmels Sonne stetig spiegelt, in dessen Frieden sich der Mensch so heimlich und glücklich fühlt.

Die Sanftmut ebnet der Geduld die Wege. Der Sanftmütige erträgt viel leichter als ein anderer das Schwere, das der Herr über ihn verhängt. Und wenn die Menschen in törichtem Unrecht ihm zu nahe treten, dann glöht ihm die Sanftmut in erster Linie die Kraft, auch das zu tragen.

Rache kennt die Sanftmut nicht! Ist dem Menschen ein Unrecht geschehen, dann regt sich sogleich die bittere Nachbegier. Den erlittenen Schaden soll eine ungerechte Schädigung sühnen; die zugefügte Beleidigung soll ein neues Beleidigen entgelten. Die Sanftmut weiß, wie unsinnig dies ist, sie überläßt alle Rache dem, der da gesagt: „Mein ist die Rache, ich werde Vergeltung üben!“ (Röm. 12, 19). Sie weiß, wie wahr das Dichterwort: „Wie leicht wird nicht von dir dein Gegner überwunden, Wenn du zur Rache Zeit und Ort gefunden! Geduld ihn, er verdient's; so steht der frei; Doch wenn du ihm vergibst, so überwind'st du zwei!“ (Bernide).

Und wenn auch die Welt den stark nennt, der den Gegner niederschlägt, so hält die Sanftmut es mit dem edlen Säger (Wörner):

„Die Rache ist ein Erbteil schwacher Seelen:
Ihr Platz ist nicht in einer starken Brust!“



Maria, Maienkönigin.

Wie lind und lau die Abendluft!
Am Dome blüht der Flieder;
Wie Weichrauchwolken schwebt der Duft
Uns Kirchtur auf und nieder.
Ein Männerchor klingt mächtig hin
In Weisen, lieblich süßen:
„Maria, Maienkönigin,
„Dich will der Mai begrüßen.“

So sing ich mit den Hundert nun,
Wie ich als Kind gesungen;
Auf meinem wehen Dergen ruhn
Die Hände fromm verkläungen.
Die Frühlingsnacht geht schnell dahin,
Wald wird der Tag uns grüßen:
„O segne ihn mit holdem Sinn
„Und uns zu deinen Füßen.“

Noch brant der Nebel um die Döhn,
Noch schlüß't's in Busch und Reibern;
Wald aber hebt ein Wetterföhn
Sich brausend auf und eibern.
O zartes Blut, o Jugendzier,
Was wird dein Schicksal werden?
„Maria, dir befehlen wir,
„Was grünt und blüht auf Erden.“

Aus erstem Grün, aus jungem Blute
Reicht mich ein heilig Wollen;
Fahr hin, du Welt, dein Sang der Lust
Ist längst für mich verschollen.
Denn morgen, morgen stürmen wir,
Wein Blut verströmt zur Erden —:
„O laß es eine Himmelszier
„In Gottes Garten werden!“ — — —

Maiendacht im Dome zu St. Michael,
den 30. April 1915.

Dans Rosenberg im „R.B.“

Madonna della Sedia.

(Nachdruck verboten.)

In einer öden, waldigen Bergschlucht lebte vor mehreren hundert Jahren ein alter, frommer Einsiedler. Nach mancher schweren Prüfung, nach manchem harten Verlust, hatte er sich in die Einside zurückgezogen, um seine letzten Tage in ungestörter Andacht zu verleben. Aber die Menschen suchten ihn auch hier auf; denn sie wollten seiner Weisheit und Frömmigkeit nicht entbehren, und sein tiefbetrübtes, trostloses Gemüt lehrte von ihm ohne Rat und Trost zurück. Deshalb liebte und verehrte ihn die ganze Gegend wie einen Heiligen. Ob er sich nun gleich von allem auf der Welt losgesagt hatte, so war die Liebe zu irgend einem Wesen dennoch ein süßes Bedürfnis seines Herzens geblieben, und er pflegte deshalb oft zu sagen: „Ich habe hier in meiner Einsamkeit doch noch zwei Kinder, ein sprechendes und ein stummes.“ — Das erste war Maria, die kleine Tochter eines benachbarten, wohlhabenden Winzers, die mit unflüchtiger Zärtlichkeit an dem Greise hing, und auf dem einsamen Fußpfade oft allein in den dunklen Wald gelaufen kam, um den frommen Vater zu besuchen und in ihrer kindlichen Einsamkeit still bei ihm zu spielen. Das stumme Kind war eine schöne hohe Eiche, dicht an seiner Stätte stehend, und sie mit ihren Ästen beschirmend. Wie er auf der einen Seite sich an dem Geplauder des Kindes ergötzte, ihm manches nützliche lehrte, es immer vertrauter mit der Gottheit machte, und den Samen des Guten sorgfältig in das kleine Herz streute: so pflegte er auf der andern mit väterlicher Sorgfalt seine Eiche, trug mühsam in der trockenen Sommerszeit Wasser herbei, um ihre Wurzeln zu erfrischen, füllte und schützte die Vögel, die in den weiten Ästen brüteten, und hatte schon manche gierige Art durch seine Bitten von dem Leben des schönen Baumes zurückgehalten. Grüne du immer, meine starke, kräftige Tochter!“ sagte dann der Greis, indem er den Baum liebend umfachte; „ich verstehe das Flüstern und Rauschen deiner Zweige wohl, und werde dich schützen, bis du mein Grab beschattest!“

Nach einem ungewöhnlich langen und harten Winter, der die Gebirge mit tiefem Schnee bedeckte, brach einst so plötzliches Tauwetter ein, daß die Bergströme voller und gewaltiger als jemals in die Täler schossen und große Verwüstungen anrichteten.

„A! unser armer, frommer Einsiedler!“ sagte Mariens Vater eines Morgens; „wir werden ihn nicht mehr sprechen! — Von meinen Weinbergen habe ich gesehen, wie die Flut in sein Tal hinabbraust und durch den Wald schäumt, und wie die Bäume schon bis an den Kester unter Wasser stehen.“

Marielchen weinte und beschwor den Vater, daß er dem Greise zu Hilfe eilen möchte; — aber das war unmöglich und auch wohl schon zu spät: denn die Flut mußte längst über das Dach seiner Stätte hinausschauen.

Doch der Einsiedler war gerettet — nicht aber durch die Hand eines Menschen, nein, seine stamme, kräftige Tochter hielt ihn auf ihren Armen sicher über den Wogen. — Er war bei dem Anschwellen des Wassers auf das Dach seiner Stätte geflohen, und als es ihn auch hier erreichte, mutig in die Nester der Eiche gestiegen, die, wie auch die anströmende Gewalt sie erschütterte, dennoch widerstand, obgleich viele der nachbarlichen Bäume entwurzelt mit fortgerissen waren.

Drei Tage vergingen, ehe sich das Wasser wieder verließ; drei Tage mußte der Greis in den Nesten hängen und nur von wenigem trocknem Brote zehren, das er in der Eile zu sich gestekt hatte. — Kraftlos und ganz erschöpft kam er am Morgen des vierten Tages wieder herab, sank auf die noch feuchte Erde hin und erwartete den Tod.

Aber statt seiner nahte ein rettender Engel. Die kleine Marie, die zu Hause weder Rast noch Ruhe gehabt, eilte durch den nassen, schlammigen Wald herbei, den geliebten Greis aufzusuchen. Trotz der Besorgnisse ihres Vaters für das Leben desselben, hatte sie doch in süßer Hoffnung ein Körbchen voll Erfrischungen mitgebracht, und

darf sich nun bei dem noch lebenden Greise nieder, umschlang ihn mit ihren kleinen Armen, und trieb den Tod von ihm zurück.

Der Greis dankte in andächtigem Gebete Gott für die Erhaltung seines Lebens, und sprach mit geisterter, halb verklarter Seele über seine beiden Kinder, die der Allmächtige zu Werkzeugen seiner wunderbaren Rettung erkor, einen heiligen, kräftigen Segen aus, und flehte den Himmel an, sie zum Lohne für ihre Treue vor den anderen Geschöpfen seiner Erde zu verherrlichen.

Gestärkt und erquickt ließ er sich von Maria hierauf zu ihrer Wohnung leiten, wo er so lange verharrte, bis er die einsame Stätte wieder beziehen konnte.

Als Maria in Anschau und Schönheit aufgelüht und ein glückliches Weib geworden war, hatte man den Einsiedler längst begraben. Seine Stätte war eingesunken, die schöne Fische unter den Felsen der Kette gefallen und zu großen Weinfässern verarbeitet worden, welche Mariens Vater gekauft hatte.

„Wo bleibt denn nun die Erfüllung des Segens, da ich das Holz des geliebten Baumes im dumpfen finstern Keller vermodern soll?“

Höre nur geduldig weiter. Eins dieser Fässer war leer geworden, und wurde, als die Weinlese wieder nahe war, hinauf und an die Vorlaube des Hauses gewälzt, damit neue Weifen aufgeschlagen werden möchten. Um den Morgen zu genießen, der eben in frischer Schönheit über die Berge herauf stieg, setzte sich Maria, die Mutter zweier Knaben geworden war, in die Laube und schaute, den Säugling an ihrer Brust liegend, indes der ältere Knabe zu ihren Füßen spielte, gerührt nach dem Tale hin, welches der Einsiedler vormals bewohnt hatte, und meinte, der Segen, den er herbeiführte, sei durch ihre Kinder wohl schon in Erfüllung gegangen.

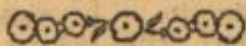
Da wandelte, in stille Träume verfunken, ein Jüngling vorüber. Es war Raffael Sanzio, der größte Maler aller Zeiten. Vor seiner Seele schwebte lange schon ein Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde; aber noch vermochte er die Gestalten nicht würdig genug zu erfassen,

und hatte diesen frühen, einsamen Gang unternommen, um seinen Geist zu sammeln.

Mit freundlichen Worten grüßte ihn Maria. Er schaut auf, und als er die Mutter mit ihren Kindern erblickte, wird es ihm, als erschiene es ihm hier, was er so lange vergeblich ersehnt. — Hier war ja die Mutter, aus deren himmlischen Bügen die reinste, seligste Liebe strahlte; hier ruhte ja das engelsschöne Kind an ihrem Busen, das mit seinen milden, großen Augen freundlich und ahnungsvoll seine Welt begrüßte; hier ruhte ja der ältere Knabe, freudig ein Stäbchen bringend, an welchem er ein Kreuzchen befestigt hatte. Der Künstler verlangt in höchster Begeisterung, das lebendige himmlische Bild festzuhalten und es auf der Stelle zu entwerfen; aber er hat nichts zur Hand, als den Zeichenstift. Da glänzt in den ersten Strahlen der Morgensonne der große platte Boden des nahen, uns bekannten Fasses, und Raffael säumt nicht und tritt rüstig hinzu, und nachdem er die holde Maria mit ihren Kindern treu darauf entworfen hat, nimmt er den Boden heraus und trägt ihn heim, und läßt sich keine Rast, bis er das göttliche Bild der heiligen Mutter Gottes mit dem Jesuskinde und dem kleinen Johannes, der ein Kreuzchen bringt, als wollte er den Christus-Knaben schon im Spiele damit vertraut machen, daraus herrlich vollendet hat.

Raffael Sanzio aus Urbino starb 1520 und also schon vor fast 400 Jahren. Aber sein Gemälde ist noch nicht vergangen und wird noch als Heiligtum von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt.

Seht, so ist der Segen des frommen Mannes doch in Erfüllung gegangen. Die Kunst hat seine beiden geliebten Kinder hier wieder vereinigt; denn das Holz des geweihten Baumes trägt nun Mariens und ihrer Kinder liebliche Züge in höherer Verklärung der Nachwelt durch Jahrhunderte zu, und noch lange werden sich reine, fromme Herzen durch den Zauber dieses Bildes ergreifen und erhoben fühlen, obgleich die wirklichen Gestalten längst in Staub zerfallen sind. — Das Bild ist gefeiert unter dem Namen: „Madonna della Sedia“.



Aus meinem Leben

1. Fortsetzung.

Erzählung von Rebeccas.

Nachdruck verboten.

Unsere jungen Damen Euphrosine und Katharine, heimlicher Weise Schlehtweg Sine und Trine genannt, — ihr Vater konnte nämlich diese komischen Abkürzungen ihres Namens nicht leiden — waren heimgelehrt, und in dem glückstrahlenden Gesichte Herrn Zimmermanns stand deutlich geschrieben, daß er mit dem Erziehungsresultat, das seine Töchter aufwiesen, durchaus zufrieden war.

Ja, und wenn Kleider Leute machen, so konnte Sinen und Trinen das Prädikat „Damen“ nicht abgesprochen werden. Sie waren sehr schön gekleidet, hatten gute Manieren und ihr Kuß war geradezu vollendet.

Ei, wahrhaftig, ich hätte nicht gedacht, daß die herben Mädels sich so fein machen würden — und schließlich merkte ich, daß es ihrer Mutter ebenso erging, und sie gar nicht recht wußte, wo sie mit ihren vornehmen Töchtern einsehen sollte.

Ihre flinke Bunge, ihre energische Art, ihr durchaus kein Federlesen mit jemanden machen, verließen sie ihren Töchtern gegenüber, und schließlich war sie wohl ganz zufrieden, daß Herr Zimmermann seinen jungen Damen ihre Zeiteinteilung vorschrieb.

Euphrosine und Katharine sollten nicht umsonst zwei Jahre lang — und für teures Geld — allerlei Künste und Wissenschaften studiert haben — das Gelernte mußte daher weiter geübt und befestigt werden.

Jede Tochter hatte demnach zwei Stunden Klavier zu spielen, eine Stunde zu singen, zwei zu malen, zwei auf fremde Sprachen und eine wenigstens auf die Klassiker zu verwenden — was außerdem an Zeit übrig blieb, würde durch Besuchmachen oder empfangen ausgefüllt werden.

So lautete das seinen Töchtern vorgeschriebene Tagesprogramm, und da Herr Zimmermann

keinen Widerspruch duldete, mußte demselben natürlich entsprochen werden — woraus ebenso natürlich folgte, daß für häusliche Arbeiten keine Stunde übrig blieb.

„Ich will nicht, daß sie große, raube Hände kriegen“, hatte Herr Zimmermann mit nicht mißzuverstehendem Blick auf die seiner Gattin gesagt, die allerdings beide Prädikate vollans verdienten, wie die meinen sich auch nicht mit den zarten seiner feinen Töchter vergleichen ließen.

Wollte ich glaube aber nicht, daß wir uns (Frau Zimmermann und ich) viel daraus machten. So blieb es also bei unserer alten Arbeit, obgleich ich bald dahinter kam, daß Sine und Trine nicht gerade passioniert, weder für die Gelehrsamkeit, noch für die Künste waren, und lieber, wie früher, gewirtschaftet hätten, nur, daß sie das nicht auszusprechen wagten, wie sie überhaupt etwas eingeschlichtert dem Vater gegenüberstanden und auch zu ihrer Mutter nicht recht zutraulich waren.

Allerdings lag in deren Natur nichts Bärtliches oder Vertrauliches, besonders, wenn ich diese Mutter und diese Töchter mit dem Verhältnis verglich, das zwischen mir und meinem Mütterchen bestanden hatte.

Dazu taten mir die armen Dinger — ich meine Sinen und Trinen — recht von Herzen leid, wenn ich sie ihre täglichen Aufgaben absolvieren sah.

Ihr Spiel und Gesang waren, trotz Fräulein von Hochnas, so kümmerlich, daß beides ihnen unmöglich Freude gewähren konnte, und ihre Malereien im Grunde die richtigen Magerereien, daß die Zeit wahrhaftig vergeudet schien, die sie darauf zubrachten.

Auch fürchtete ich wohl nicht mit Unrecht, daß ihr Studium der Klassiker oder der fremden Sprachen gleichfalls umsonst sein müßten.

Sie schauten immer so gelangweilt daren, schlüpfen auch für ihr Leben gern von ihren Beschäftigungen weg in den Garten, wo's jetzt zur Sommerzeit herrlich war, und es war nicht begreiflich, weshalb ihnen die Gartenpromenaden bald gänzlich verboten wurden.

„Es schickt sich nicht“, hatte mir Frau Zimmermann in gereiztem Tone gesagt, als ich einmal meine Verwunderung wegen dieses Verbotes ausgesprochen.

Es dünkte mir, daß ich einen wunder Punkt berührt und Frau Zimmermann deswegen etwa einen Streit mit ihrem Manne gehabt hatte.

Herr Zimmermann ist eben ein bißchen sonderbar, was die Vornehmheit angeht, und überdies in ärgerlicher Stimmung, weil die Honoratioren unseres Städtchens seine heimgelehrten Töchter nicht genug bewundert hatten.

So hörte ich ihn neulich seiner Frau versichern, daß es ihm gar nicht einfiel, auch einen Freier aus unserer Stadt für seine Töchter zu genehmigen, und wenn es der Sohn des Gerichtspräsidenten oder gar des Herrn Landrates wäre — denn diese wären doch nur arme Schluder, trotz des klingenden Namens — seine Schwieger-söhne sollten aber ebenso reich als angesehen sein und für eine seiner Töchter hätte er auch schon einen in petto.

Somit jedoch ließen wir freilich die neu angelieferten Fäden mit den besten Familien unserer Stadt nicht außer acht.

So wollten Zimmermanns jede Woche oder doch alle zwei Wochen einen Empfangsabend haben, und heute schon war der erste angesetzt. Wir hatten dazu gekocht und gebraten und Kuchen gebacken und süße Speisen hergerichtet — denn sein sollte es bei uns sein. Jetzt ging ich noch in den Garten, mein Körbchen mit Erdbeeren zu füllen, die in herrlicher Pracht jeden Tag auf dem Beete längs des Gitters reiften, das den Zimmermann'schen Garten von dem des Nachbarn trennte.

Eifrig bei meiner Arbeit, hatte ich nicht gemerkt, daß man mich von jenseits beobachtete. Erst als eine tiefe Stimme zu mir „guten Tag!“ sagte, sah ich auf.

Es waren tüchtige, junge Leute, die seit dem vor Jahr und Tag erfolgten Tode ihres Vaters das von ihm geerbte Gut gemeinschaftlich bewirtschafteten.

Wie ich Frau Zimmermann sagen gehört, war dasselbe bei weitem nicht so groß, als das Zimmermann'sche, auch sonstiges Vermögen besaßen die junge Leute nicht, so daß sie natürlich auf der Höhe der für die Zimmermann'schen Töchter passenden Freier nie figuriert hatten, und noch weniger, da der Herr Zimmermann mit dem alten Herrn Diebinger einen Prozeß gehabt und solchen zu diesem verloren hatte.

Seitdem hatte das scheidende Gitter zwischen den Nachbargärten auch die stacheligen Spinnen erhalten, um anzudeuten, daß jeglicher nachbarlicher Verkehr aufgehoben sei, der, glaube ich, früher sehr lebhaft gewesen, und von Frau Zimmermann während der zwei Jahre, die ich bei ihr war, auch sehr weitem nicht so kräftig verpönt gewesen war, als ihr Gatte vielleicht angenommen.

So hatte sie den Brüdern ihr Beileid über das Hinscheiden ihres Vaters ausgedrückt, freilich nur über das stachelige Gitter hinweg, und ich hatte für den Verstorbene einen Kranz zu winden gehabt, der auf demselben Wege den trauernden Söhnen übermittelt worden war.

Herr Zimmermann durfte eben nichts davon wissen.

So kannte ich also Robert und Hugo Diebinger von Ansehen, ja mehr noch, auch durch kleine Gefälligkeiten, wie Austausch von Pflanzen bei Bestellung der Gartenbeete, die wir uns über das Gitter herüber geleistet hatten, daß ich auch heute ihren Gruß unbefangen erwiderte.

Verlegen wurde ich erst, als ich sah, daß Robert zierlich, auf einem großen Weinblatt geordnet, 5 oder 6 Aprikosen, die ersten von seinem Spalier, ob in seiner Hand hielt und Hugo einen prächtigen Strauß dunkelroter Rosen.

(Fortsetzung folgt.)